

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Sammlung - Ausgewählte Werke**

in zwei Bänden

Prosa

**Peters, Friedrich Ernst**

**Hamburg, 1958**

"Allen, die darin verkehrt!"

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876**

„ALLEN, DIE DARIN VERKEHRT!“

„Wohin gehst du?“ — „Nach Hause!“ — So antworten die kleinen Knaben und Mädchen, die man auf den Wegen trifft, wenn sie aus der Schule heimkommen oder von den Feldern. Ihre klaren und leuchtenden Augen sehen aus wie das Gras nach dem Regen, und wenn man sie nicht einschüchtert, so ist ihre Rede gerade und unverbogen gleich Pflanzen, die Raum haben und in ihrem Wachstum nicht behindert werden.

Wohin gehst du?

Sie sagen nicht: Wir kehren heim, und noch weniger: „Wir gehen in unsere Wohnung.“ Sie sagen: das Haus. Zuweilen ist es eine armselige, halb in die Erde gesunkene Hütte. Aber es ist trotz allem „das Haus“. Es gibt nur eines auf der ganzen weiten Welt. Später, später gibt es auch andere: aber die sind dann nicht mehr unbedingt wirklich. — — —

So sagt ein Franzose, wenn er anhebt, von dem Leben in seinem Elternhaus zu erzählen. Und das erste Kapitel seines Buches führt die Überschrift: „Das Königreich.“

Das kleine, strohgedeckte Haus in Luhnstedt stand am südlichen Dorfausgang da, wo das Redder in die Koltwiesen von der Dorfstraße abbiegt. Nahe daran floß die Au vorbei. Hohe Knicks schlossen die beiden sehr spitzen Dreiecke des Gartens und Wiesenhofes ein, und in dem Winkel, wo beide sich vereinigten, lag unter Tannen der Immenhag. Unter Apfelbäumen, zwischen Immenhag und Blumengarten, war der Soot, dessen Wasser wegen seiner besonderen Klarheit und Kühle gerühmt wurde von allen Feldarbeitern, die sommers an ihm ihre Krüge und Flaschen füllten. Wenn ich des Hauses mit voller Kraft der Beschwörung gedenke, so versinkt der Lärm des Tages. Dann duftet die Lindenblüte wie einst, und über mir ist das Summen der Bienen.

Fast an jedem Abend ist die Viertelstunde des Hinwandels auf dem schmalen Grat zwischen Wachen und Traum mit dem jähen Wechsel zwischen Vorstellung und Gesicht ausgefüllt. Oft stelle ich mir „das Haus“ vor. Unter dem Gebot des Willens

schleppt der gehorsame Geist Vorstellungen herzu, verblaßte, unsinnliche Einzelheiten, aus denen sich aber gleichwohl eine leidlich genaue Beschreibung herstellen ließe. Wenn ich mich ganz ohne jede Hinterhältigkeit, ohne alles Lauern der Vorstellung hingebe, dann wird mir ihre Verwandlung als freie Gabe. Unmerklich vollzieht sich der Übergang von der Vorstellung ins Bild, und erst beim Rückfall ins Wachen weiß ich: dies war das Gesicht. Alles Vergangene kann Gegenstand einer solchen Vergegenwärtigung werden; aber das Haus hat den Vorrang.

Eben stand ich davor und sah mit voller sinnlicher Unmittelbarkeit die Risse in seinem Fachwerk. *Das* war die Stelle, an der sich ein besonders klaffender Spalt zu einem Teil mit Mörtel gedichtet fand, und der abgesprungene Teil der Füllung hatte *diese* sonderbare Bruchkante zurückgelassen. An ihrem verbogenen und rostigen Nagel hing des Vaters Imkerkappe. *Diese* Beschaffenheit hatte das grobe, graue Leinen, und seine Rostflecken zeigten *diese* Form. In solchen Augenblicken sehe ich Dinge, die das Gedächtnis ihrer Unerheblichkeit wegen unmöglich verwahren konnte. Diese Traumbruchstücke können sich nicht aus dem Gedächtnis nähren. Ich glaube vielmehr, daß viele Einzelheiten meiner Erinnerung erst rückläufig aus den Gesichtern des beginnenden und sofort wieder unterbrochenen Traumes ihren Weg in das Gedächtnis gefunden haben.

Den Träumen des Mannes wird das Elternhaus immer wieder zum Schauplatz, und dies geschieht, weil das Kind an vertrauten Räumen und vertrautem Hausrat in einer besonderen Weise sein Vermögen übte, die toten Dinge zu verlebendigen. Das Haus blieb eine atmende Einmaligkeit, und die Vorstellung ihrer Vernichtung durch Brand kam an Entsetzlichkeit fast der anderen, der ganz ungeheuerlichen vom Tod der Eltern gleich. In schlimmen Träumen erlebte ich den beginnenden Brand immer wieder auf dieselbe Weise. Es trat eine plötzliche und böartige Stille ein, und dann begann an der Zimmerdecke ein flammenloses, giftig-grünes Glosen, das in der weißen Tünche um sich fraß wie Tinte im Löschpapier. Aber stets setzte das Erwachen dem Traum ein schnelles Ende.

Immer war die Tür des Hauses geöffnet, und immer nahm sie den Heimkehrenden mit derselben Güte ins Geborgene. Wenn

man, von überlegenen Feinden verfolgt, aufatmend die Tür hinter sich zuschlug, so war man gerettet. Es konnte einem nichts mehr geschehen, wenn man im Sommer gerade noch vor dem Niederbrechen des Gewitterregens die Pforte erreichte. Und im Winter, wenn man sich des Eislaufes wegen für die Mahlzeiten kaum eine Viertelstunde gegönnt hatte, grollte die Stube nicht um einer solchen Vernachlässigung willen. Bei der Heimkehr in der Dämmerung brummelte der Beileger gutmütig: „Hast du deine Lust gehabt, Kind? Gut! Aber nicht wahr, nach einem solchen Tag ist nun doch auch meine Wärme ein gutes Ding?“

Das Haus war aber nicht eigentlich still. Über Tag war es erfüllt vom Lärm der Werkstatt, wo Hammerschläge über dem Resonanzraum der Tonnen manchmal wie Donner rollten. Bei Nacht kamen aus dem Anbau, wo die Tiere hausten, sonderbare und beklemmende Geräusche. Ein altes Strohdachhaus läßt sich von einem kleinen Kind nicht bis in die letzten Winkel durchforschen. Auf dem dämmerigen Boden im Heu zum Beispiel können sich unheimliche Wesen verbergen. Hört man nicht zuweilen durch die Decke das Huschen leiser Füße? Da wird wohl eines Tages in der Knabenkammer unter meinem Bett ein Iltis gestellt und totgeschlagen. Aber eine solche Erklärung geheimnisvoller nächtlicher Geräusche ist doch nicht ganz beruhigend. Eine städtische Wohnung von heute, in der es keine Geheimnisse gibt, wo das elektrische Licht keine Ecken und Winkel zuläßt, deren Leben man auf sich beruhen lassen muß, in einer solchen Wohnung müssen die Rationalisten prächtig gedeihen. Mein dörfliches Elternhaus war von Geistern voll. Es mag ein Nis Puck dabei gewesen sein, der nur Schabernack anstellt, wenn man seine Wünsche nicht errät oder auch böswillig nicht erfüllt. Es mögen sich auch ausgemachte Böslinge umgetrieben haben. Die guten Geister aber hatten die unbestrittene Übermacht. Sie lebten das tägliche Leben in unserer Mitte, während die Bösen ohnmächtig am Rande stehen bleiben mußten.

Dies tägliche Leben war in seinem Wesen Arbeit, harte Arbeit sogar. Immer aber spielten freundliche Lichter darüberhin wie Sonnenflecke über den Waldboden, und immer war das Bestreben spürbar, ernste Arbeit durch die begleitenden Reden aus ihrer Unerbittlichkeit in das Gebiet des Spielerischen herüberzuschmei-

cheln. Das Spiel mit der Sprache war in meinem Elternhause so selbstverständlich notwendig, daß ich es erst spät als eine lebensbestimmende Besonderheit erkennen konnte. Meine Mutter zumal hatte als Gabe der Natur eine sehr eigenwillige und bilderreiche Sprache, und wo sie in Gesprächen mit anderen einen Ausdruck von besonderem Witz und besonderer Schlagkraft hörte, da hob sie ihn auf, putzte noch ein wenig daran herum, nahm ihn ins Eigene und rettete ihn vor dem Vergessenwerden. Wollte sie andere Menschen charakterisieren, so geschah das nie durch die kurze und dürre Aufzählung verschiedener Eigenschaften. Immer stellte sie unter Beteiligung der Mimik die Fremden in der ihnen eigenen Sprache sehr ausführlich dar, wobei es selbstverständlich in manchem Fall ohne kleine Bosheiten nicht abgehen konnte. Der Vater war eine mehr lehrhafte Natur. Seine Geschichten hatten eine Moral und schmückten sich gern mit Zitaten aus der klassischen Dichtung. Unbewußt wuchs vor solchen Vorbildern in den Kindern die Überzeugung, daß es beim Darstellen immer auf die Form ankommt. Ein unbedachtes sprachliches Wiederkäuen der Tagesereignisse war verpönt, und ein Erlebnis galt nicht darum schon als beredenswürdig, weil es sich bereden *ließ*. War das Ereignis in sich bedeutungsvoll, so behauptete es natürlich auch ohne besondere sprachliche Herrichtung seinen Rang. Vor dem nur Grob-Tatsächlichen aber hatte in jedem Fall die gut erzählte Nichtigkeit den Vorzug. Leute wie Detelt-„Un-so“ und Jehann-„Un-Kram“ (Speck un Kram kann'k bieten un Kram), die ohne die geringste Selbstzucht das Unkraut in ihrem ohnehin dürftigen Sprachwuchs wuchern ließen, stellten uns abschreckende Beispiele der Lächerlichkeit hin. Bei uns mußte jeder sich überwachen, hatte jeder an seinen Pointen zu feilen, und die sogenannten „Dröhnbartel“ waren meiner Mutter ein Greuel. Wenn ich in plattdeutscher Sprache erzähle, so ist die Mutter noch heute als Hörerin und Beurteilerin immer gegenwärtig, und wenn sie mir sagte: „Junge, wat dröhnst du!“ so wäre das vernichtend.

Zu dem Haus und dem Leben, das es umschloß, gehören im weiteren auch alle, die dort ein- und ausgingen, alle, „die darin verkehrt“. Man kam gern in unser Haus, und auch von ihm läßt sich sagen, daß allen, die darin verkehrten, ein guter Mut

beschert wurde. Alle Besucher des Hauses wies ich entweder dem Lager der Kurzweiligen oder dem der Langweiligen zu. Zuweilen erschien nach dem Abendbrot ein langweiliger Gast, der über anderthalb Stunden hin besondere Absichten zu leugnen versuchte, obwohl er sich durch die Lederpantoffeln und die sonntägliche Pfeife schon beim Eintreten verraten hatte. Ein ungeschriebenes Gesetz des Wohlverhaltens verbietet, mit dem Zweck eines Besuches roh herauszufahren. So weit aber waren wir in Luhnstedt gegen homerische Zeiten denn doch schon vorgeschritten, daß wir nicht erst frühestens nach einer Woche der verschwundenen Gastfreundschaft mit Enthüllungen rechnen durften. Doch waren die anderthalb Stunden manchmal schon schwer genug zu ertragen. Hin ging das „Gedröhn“, dem meine Mutter *jetzt* mit schlecht und recht verhohlenem Mißmut, zu anderen Zeiten aber auch mit einem kaum merklichen spöttischen Lächeln zuhörte. Der Vater dagegen schickte sich mit einer vorbildlichen Geduld in das Schneckentempo des Gespräches.

Dem Gast war der Ehrenplatz im Sofa eingeräumt worden; vor ihm stand der Tabakskasten aus Nußbaumholz. Minutenlang stockte die Rede, und im weiteren Verlauf des Abends konnte jede Pause die Wendung auf den Zweck des Besuches bringen. Wenn sich aber die Stille ergebnislos hindehnte, gab mein Vater dem Tabakskasten einen kleinen Stoß und sagte ermunternd: „Stopp in!“ Das geschah denn auch mit aller Umständlichkeit; aber auch frischer Tabaksqualm konnte den Gedankenablauf nicht beschleunigen. Das Ganze hatte Ähnlichkeit mit dem Wachen bei einer Kuh, die gebären soll. Da muß man sich eben mit Geduld wappnen. Endlich kündete sich die Wendung an mit den zögernd vorgebrachten Worten: „Jaaa, Klaas, ik wull man mal mit di snacken.“ Der Unkundige wird meinen, dies sei ja schon lange genug, überlange und im ganzen unergiebig geschehen; er wird nicht sehen, wie hier das Neue hervorbrechen soll. Wem die Worte nicht flink vom Munde gehen, der muß sie, um das Versäumte einigermaßen einzubringen, mit Bedeutung geradezu überlasten, wobei dann auch die Betonung eine große Rolle spielt. „Ik wull man mal mit di snacken“, das bedeutet: „Scherz beiseite!“ und: „Aufgepaßt! Jetzt wird's Ernst, jetzt rücke ich mit meinem Auftrag heraus.“ Nun endlich wurde

die Waschbalje, die Butterkarre oder Büüktonne bestellt; aber auch dann war es zum Aufatmen immer noch zu früh. Es folgte noch ein weiteres Ende unverbindlichen Snackens mit der Bestimmung, bis zum Schluß die Beiläufigkeit des Auftrages glaubhaft zu machen, der sich schließlich so in „Gedröhn“ eingehüllt fand wie ein verlorenes Korn in einem großen Haufen Kaff.

Zu den Langweiligen gehörte auch der alte Nachbar Peter, der seiner übertrieben aufrechten Körperhaltung wegen „Pick“ zubenamt war. Unter dem Vorwand, die Zeitung lesen zu wollen, saß er täglich seine Zeit in der Werkstatt ab. Es war ihm aber nur um die Butterpreise zu tun, und den gesamten sonstigen Inhalt tat er nach wenigen Minuten mit den verächtlichen Worten ab: „Dat oll Blatt, dat lüggt.“ Seiner Überzeugung nach glitt seit der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark alles unaufhaltsam ins Verderben, und wenn demgegenüber das freisinnige „Rendsburger Wochenblatt“ den Fortschritt pries, so mußte es eben lügen. Dann saß er noch eine Weile schweigend auf seinem Stuhl, lachte hin und wieder Hohn zu Gedanken, die er nicht äußerte, stand auf und sagte mit einer weiten und schwärmerischen Handbewegung: „Fröher, bi'n Dän...“ und verschwand.

Dieser Mann hatte die Kriege von 1848–50, 1864, 1866 und 1870–71 miterlebt, Kriege also, von denen drei das Schicksal unserer Heimatprovinz unmittelbar bestimmten, Kriege, deren Schauplatz auch unser Land war. Von dem allen wußte Peter nichts zu erzählen. *Eine* Geschichte aber habe ich von ihm in seinen seltenen mitteilbaren Stimmungen so oft gehört, daß ich in ihr das größte Ereignis seines Lebens zu erkennen vermeinte. Als junger Mann stand er einmal auf dem Rendsburger Markt im Schneebrei vor einer Kuriositätenbude und kämpfte mit seinem Geiz. Als er aber auf den Bohlen vor dem Eingang in zergehendem Schnee ein Geldstück sah, entschloß er sich schnell. Er deckte die Münze mit einem Fußtritt, der zwischen Kraft und Behutsamkeit die erforderliche Mitte hielt, und konnte denn auch im Dämmer der Bude unbeobachtet das haftende Geldstück von der Stiefelsohle lösen. Es hatte den fünffachen Wert des Eintrittspreises. Wenn Peter nun von den Sehenswürdigkeiten zu berichten gewußt hätte, so wäre ihm die langwierige Einleitung ver-

ziehen gewesen. Aber seine Geschichte war hier schon zu Ende, und die bettelhaften vier Schillinge bildeten eben seine Pointe. „Harr ik veer Schilling glatt verdeent“, wiederholte er noch einige Male mit triumphierendem Gelächter. Peter Pick war ein hoffnungsloser Fall.

Nicht weniger langweilig, aber doch weniger aufreizend war Jochen Suhr, der „Stutenkerl“, der an jedem Sonnabend seine gewaltigen Brotkörbe durch die meist halb verstellte Werkstattentür zwängte. Er hatte von den Jahren seiner Jugend sieben als Goldgräber in Australien verbracht und wußte doch immer nur ein paar Alltäglichkeiten vom Wetter vorzubringen. Einmal aber zwang ihn ein Gewitter zu längerem Verweilen. Er saß da zusammengeduckt auf einem Haublock und starrte in seine Körbe. Dabei murmelte er je nach der Stärke der Schläge ganz überflüssigerweise entweder: „Dat weer'n harden Slag“ oder: „Dat weer nicht so doll.“ Endlich hob er den Kopf und sagte in eine Stille hinein: „As ik in Australien weer . . .“ Da flog ihm mein Herz zu; denn ich meinte, die besondere Stunde habe ihm den Mund entsiegelt und er werde nun endlich die bunten, glitzernen Abenteuer seiner Jugend vor uns ausbreiten. Aber er fügte seinen ankündigenden Worten nur noch hinzu: „Do harrn wi ok mal so'n stark Gewidder.“ Da wurde mir endgültig die Hoffnungslosigkeit auch dieses Falles klar. Wen die Natur einmal unter die Langweiligen verwiesen hat, dem kann selbst ein siebenjähriger Aufenthalt in Australien nicht helfen.

Nun aber ist es an der Zeit, das hohe Lob der Kurzweiligen zu singen, die unser Haus schätzten als eine Stätte, da wohlgesetzte Reden immer Verständnis und Würdigung fanden. Vom Vorfrühling an bis tief in den Herbst hinein stand die Werkstattentür zum Redder gastlich offen und lud die Vorübergehenden zu einem kleinen Schnack. Der Bauer Jakob Sievers, Kampfgenosse von 1870, machte hier seinem Herzen durchweg zweimal täglich Luft. Immer gibt es in einem Dorf irgendeine Geschichte, die eben im Abrollen ist, und wenn Jakob Sievers sich gegen Mittag von seinem Haublock erhob, so konnte sein „Adüß!“ auch „Fortsetzung folgt“ bedeuten. Wenn er am Nachmittag wieder erschien, so hatte er inzwischen bei einem Inspektionsgang über seine Felder andere Leute zur Sache vernommen, und

seinem Bericht schloß sich ein lebhafter Austausch von Vermutungen über den weiteren Gang der Handlung an. Da wurden des weiteren von schnurrigen Käuzen des Dorfes und des Kirchspiels lustige Geschichten erzählt, und wenn der Gesprächsstoff wirklich einmal auszugehen drohte, so brauchte man den Bauern mit einem kleinen schlaun Wort nur auf das unabsehbare Gebiet seiner Kriegserinnerungen zu verweisen.

Zu einem Teil war ich diesen Gesprächen Zeuge, wenn ich meinem Vater helfen mußte. Zum anderen Teil konnte ich sie belauschen von meiner Kammer her, die nur durch eine dünne Tür von der Werkstatt getrennt war. Jakob Sievers war seiner unverwüstlichen Laune und seiner allgemeinen Lebenssicherheit wegen durchweg — wie man zu sagen pflegt — „hoch im Wort“. Nun zwang ihn der Arbeitslärm noch zu einer zusätzlichen Lautverstärkung, so daß mir kaum etwas entgehen konnte. Die Arbeit durfte nicht unterbrochen werden, und im allgemeinen fand sich der Freund mit diesem Grundsatz meines Vaters gut ab. Wenn er aber das Gespräch auf einen Höhepunkt geführt hatte, dann rief er doch zuweilen: „Hol doch mal'n Oogenblick op mit dien unklook Dunsen. Man kann jo sien eegen Word nicht verstahn!“ Doch konnte auch dann von einem Versagen seiner Stimme nicht eigentlich die Rede sein. Er forderte die Stille mehr als eine Ehrenerweisung vor einer gut zugespitzten Redewendung.

Auch meine Mutter konnte von der Küche, vom Wohnzimmer und bei geöffnetem Küchenfenster wohl gar vom Garten her dem Gang der Rede folgen, und zuweilen lief sie von der Arbeit weg mit hochrotem Gesicht in die Werkstatt, um das Gewicht ihrer Frauenmeinung geltend zu machen, wenn die Mannsleute mit ihrem „Getühn“ das Gleichgewicht der Welt in Gefahr brachten. Wohl machte sie sich hier und da mit ihren Temperamentsausbrüchen auch Feinde; aber was Recht war, mußte doch schließlich auch Recht bleiben.

Das „hohe Wort“ aus der Böttcherwerkstatt lockte von Vorübergehenden diejenigen an, die selbst des Wortes mächtig und außerdem fähig waren, einen gelungenen Satz zu genießen: den Gastwirt Hinnerk Mehrens, meinen Onkel Karl, einen Bruder der Mutter, dessen Erzählungen stets die Merkmale einer bewußten Formung zeigten, den putzigen Schuhmacher Henn Lüning,

der mit drolligen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ aufwartete und nur fassungslos war, wenn ihn ein plötzlich ausbrechendes Gewitter zwang, in unserem Hause Zuflucht zu suchen. Die Böttcherkate stand ja am Dorfeingang, und was bei nahendem Unwetter von den Feldern flüchtete, fand hier ein schützendes Dach. Der Gast aber, den ich immer mit einem heimlichen Jubel begrüßte, war Hans Vollert, der Unübertreffliche, der Unverwüstliche. Zu den Dorfeingesessenen gesellten sich Durchwandernde aus den umliegenden Dörfern. Fahrende Händler würzten das Gespräch mit ihrer größeren Weltläufigkeit, und als der bis dahin unbekannte Bahnarbeiter Staben einmal des Regens wegen mit seinem Frühstück in die Werkstatt flüchtete, hatte er das Herz meiner Mutter in einer Viertelstunde gewonnen und zählte von da ab zu den Vertrauten: „Wat kunn de Kerl snacken! Wat full'n em de Wörd!“

„Allen, die darin verkehrt,  
war ein guter Mut beschert.“

Nicht nur zu Scherz und Kurzweil kehrten die Leute gern bei meinen Eltern ein. Es kamen Ratsuchende, denen nach bestem Wissen geholfen wurde. Die schlichte und gleichmäßig warme Menschlichkeit dieses Hauses muß allen wohlgetan haben, auch den Schuldbeladenen. Einmal saß bei meiner Mutter in der Küche ein junger, etwa dreißigjähriger Mann auf dem Rand des Torfkastens. Er hatte sich durch eigene Schuld in die Vereinsamung drängen lassen und trug schwer an der kalten Ablehnung, die ihm überall entgegenschlug. Nun erzählte er der viel älteren Frau seine düstere Geschichte, klagte sich an, erleichterte sein Gewissen und ging gewiß gestärkt an seine Arbeit zurück. Denn so unerbittlich meine Mutter aus der Ferne in ihrem Urteil über hartgesottene Sünder sein konnte, so milde war sie da, wo ihr der bloße menschliche Jammer des Schuldigen unter die Augen kam.

Der italienische Schachtmeister Antonio Campanella, der eine blonde, verschlossene Luhnstedterin geheiratet hatte, machte mit südländischem Ungestüm meine Mutter zu seiner Vertrauten. Diese Ehe war ein einziges großes Unglück, und ihre unselige

Geschichte stürmte, von Luhnstedt ausgehend, in zunehmend tragischer Verwirrung über die verschiedensten Schauplätze in Deutschland, Österreich und Italien hinweg. Die junge Frau hatte sich vor kurzem wieder einmal nach Luhnstedt ins Elternhaus geflüchtet, und an einem Sonntag flüsterten sich die Leute auf der Dorfstraße mit ernstem Gesicht zu: „Campanella ist da.“ Das friedliche Dorf hatte Mord und Totschlag zu gewärtigen. Meiner Mutter wies der Italiener den Revolver vor, mit dem nun irgendeiner erschossen werden mußte: die Frau, der Schwiegervater, oder auch . . .? Ja, es wäre wohl am besten, sich selbst eine Kugel zu geben. „Sagen Sie es mir, Frau Peters, sagen Sie es mir ganz offen: Bin ich ein schlechter Mensch?“ — „Nein, Campanella“, antwortete ihm die Mutter, „Sie sind gewiß kein schlechter Mensch. Aber Sie sind Italiener, und Greta ist aus Luhnstedt. Da liegt das ganze Unglück, und schuldig ist keiner.“ — „Doch, Frau Peters, ich bin schuldig, ich bin schuldig.“ Dann zeigte die Selbstanklage dem Italiener aus dem Rasen des Zornes einen Ausweg. Er weinte still vor sich hin: „Ich möchte jetzt nur meinen Jungen einmal sehen. Nicht mit ihm sprechen, ihn nur aus der Ferne einmal sehen. Das dürfen sie mir doch nicht verweigern. Darauf habe ich doch ein Recht.“

Die milde Menschlichkeit des Hauses kam allen zugute, die sie atmen wollten, auch den Verworfenen. Den bettelnden Rittern der Landstraße war die Kate wohlbekannt, weil dort die Gabe reichlich und mit einem guten Wort gereicht wurde. Hin und wieder betrat auch ein wandernder Böttchergeselle die Werkstatt und sprach munter und aufgeräumt die herkömmlichen Worte: „Grüß Gott Handwerk, Meister und Gesellen!“ Dann ließ mein Vater nach allen Regeln der Zunft ein Verhör folgen, das die anfängliche Frische des Tones bald verlor und bei der Frage nach dem letzten Arbeitsplatz hoffnungslos ins Stocken geriet. „Ach, Sie wissen ja, Meister, die schlechten Zeiten“, hieß es dann, und mein Vater fügte sehr ernst hinzu: „Und nicht zu vergessen: der Branntwein.“ Trotzdem aber wurde nichts abgezogen von der Gabe, die ein Meister dem vorsprechenden wandernden Gesellen nach den Gebräuchen der Zunft schuldet. Und oft erleichterte auch dies menschliche Strandgut in allerlei Geständnissen Herz und Gewissen.

Dem tobenden Bettler sogar, der sich im Säuferwahn vor eingebildeten Verfolgern in die Werkstatt flüchtete, wurde nicht die Tür gewiesen. Schreiend lief er im Raum von einem Fenster zum anderen. Überall sah er hinter Knicks und Häuserecken die Pickelhauben der Gendarmen auftauchen, die das Haus umstellt hielten. Mein Vater bekämpfte diese Wahnvorstellungen mit guten, aber unwirksamen Vernunftgründen, bis er den Ungebärdigen zuletzt in einer Ecke auf einen Haufen frischer Späne zum Schlafen niedernötigen konnte.

Ein wahnsinniger Straßenmusikant saß stundenlang in der Werkstatt und führte irre Reden. Seine verbeulte und grünspanbeschlagene Trompete wiegte er zärtlich auf den Knien. Sollte sie ihm als Geschenk Sr. Majestät des Kaisers nicht ganz besonders wert sein? Aber die Feinde hatten trotz aller Vorsicht von seinen Beziehungen zum Kaiserlichen Hof Wind bekommen. Vor zwei Jahren hatten ihn denn auch richtig die Anarchisten zwischen Eisendorf und Nortorf überfallen und böse zugerichtet. Man wird die Narben am Kopf nun immer ganz deutlich sehen können; denn wo die Anarchisten einmal hingestochen und hingeschossen haben, da wächst kein Gras und kein Haar mehr. Eine der Narben ist so tief, daß man einen Finger hineinlegen kann. Mein Vater hörte dem sinnlosen Gerede mit geduldigem Erbarmen zu, bestätigte die Größe und Tiefe der Narben, von denen keine Spur zu entdecken war, gab seinem Abscheu vor Anarchisten Ausdruck, bis dem Musikanten der starre, stählerne Glanz aus den Augen hinwegschmolz, bis er erklärte, nun die letzten Bedenken überwunden zu haben. Dann erhob er sich mit einem ruhigen, glücklichen Lächeln, um sich ohne Verzug von der Tochter eines reichen Bauern in Nindorf endlich das „süße Jawort“ zu holen.

Ich gebe gern zu, daß hier manches in meine Ohren kam, was für sie nicht bestimmt war. Wohl suchten meine Eltern ihre Kinder zu bewahren vor den Gefahren, die aus einem zu frühen Wissen erwachsen können. Aber die Enge des Hauses setzte diesen Bemühungen Schranken, und die Enge eines Dorfes macht es fast unmöglich, bedenkliche Ereignisse vor den Kindern zu verbergen. Früh wird das Dorfkind in alle Verwirrungen des Lebens hineingerissen, und fast möchte ich das dörfliche Leben um dieser Grausamkeit willen preisen. Unter der Hülle seiner ruhi-

gen Gleichförmigkeit wühlen alle Leidenschaften, und fernab der fahrigen Nervosität, die in den Städten das Leben im eigentlichen Sinne verdünnt, hat es hier zu jeder Zeit die ganze Dichte seiner Substanz. Da ist wohl Zusammenhalten und Hilfsbereitschaft und Füreinanderstehen, doch fällt auch einer erbarmungslos über den anderen her, und die Unbeteiligten lassen an den Schuldiggewordenen mit Wonne Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit aus. In einem langen Leben aber kommt die Reihe des Schuldigwerdens einmal auch an die gefährlichsten Tugendbolde. Den Folgen seiner Taten kann sich im Dorf keiner entziehen. Wir Dorfleute wissen zuviel voneinander, und wenn das Böse herzlos und lange genug beredet worden ist, so muß es einmal vergeben und für alle Zeit im großen, dunklen Raum des Schweigens vergraben werden. Zuletzt bewährt sich doch die Menschlichkeit der Dorfgemeinschaft, von der zweifelhafte Bukoliker ohne Kenntnis der Wirklichkeit so rührsame Dinge zu berichten wissen. Sie ist nicht rührselig und idyllisch, die Menschlichkeit der Dorfgemeinschaft; sie geht nicht mit unstörbarem Herrscherschnitt von allem Anfang her durch die Ereignisse. Sie ist ein Ende, ein schwer erkämpftes Ziel; in ihr sind die Menschen zur Nachsicht mit anderen reif geworden, nachdem sie erkannt haben, daß sie selbst auch der Nachsicht bedürfen.

Aussprüche, die ich als Kind zwischen Tür und Angel aus den Gesprächen der Erwachsenen erhaschte, blieben mir zuweilen durch Jahrzehnte im Ohr, im Vorraum des wirklichen Verstehens liegen, bis ich sie eines Tages voll deuten und bedeutungsvoll in das Ganze eines menschlichen Schicksals einfügen konnte. In Luhnstedt kann jedes einzelne Haus den Stoff einer langen Erzählung hergeben. Ich konnte dieses Dorfes Leben leidenschaftlich mitleben, weil seine Menschen mir alle blutsverwandt sind. Da ich es aber nie mit der gelassenen Selbstverständlichkeit meiner Jugendgenossen hinzunehmen vermochte, da ich vor unbeachteten Einzelheiten sowohl als auch vor der augenfälligen Gesamtheit immer wieder ins Wundern geriet, so meine ich, daß in mir doch auch etwas Fremdes sein muß, von einem anderen Blut ein Tropfen, dessen geistige Entsprechung den, der eben noch handelnd inmitten der Handelnden stand, jetzt als Beobachter an den Rand zwingt, ein Tropfen fremden Blutes, der den

wie selbstverständlich verwandte Menschen Verstehenden immer wieder aus einem plötzlichen Befremdetsein in das maßlose Staunen hineintreibt. — — —

Ich habe gezeigt, wie das Haus beschaffen war, wie es sich denen darstellte, die darin verkehrten. Die Reden, die es vernahm, waren tage- und wochenlang ein heiteres und schon halbwegs künstlerisch hergerichtetes Bild friedlicher Dorfergebnisse. Hin und wieder aber hörte der Knabe unter vielleicht halbverstandenen Worten den fernen Donner des Schicksals aufmurren, und nicht ohne Bedacht ist schon einige Male ganz kurz vom Gewitter die Rede gewesen, von Gewittern allerdings, die sich am Tage austoben.

In Schauern und Schönheit aber vollendeten sich erst die Gewitter der Nacht. Meine Träume waren von einem sonderbaren Brausen erfüllt, und dunkel fühlte ich durch ihre zusammenhanglosen Bilder die Verpflichtung, sie abzuschütteln und das Erwachen zu erzwingen. Nach einem langen und ergebnislosen Aufbegehren gegen die Fessel des Schlafes hörte ich dann aus unendlicher Ferne meinen Vater rufen: „Jungens, steht auf; es ist Gewitter.“ Sonderbar gepreßt schien mir seine Stimme zu klingen. Hastig raffte ich meine Kleidungsstücke zusammen, einzig erfüllt von dem Gedanken, mich schnell ins Wohnzimmer zu retten. Aber da war vorerst noch die große Werkstatt zu durchqueren. Auf der Schwelle der Kammer stehend, wollte ich den günstigen Augenblick zwischen zwei Donnern abwarten, zögerte dann aber doch so lange, daß ich meistens in den nächsten Blitz hineinlief, der über den Rishauen niederging. Der Neuendingen — die Koppel vor unserem Hause — die dahinter liegenden Wiesen und in der Ferne der Waldrand der Rishauen lagen in einem grellen, grünen Licht. Die groben, buchenen Hauspäne verwundeten meine nackten Füße. Halb geblendet stürzte ich weiter. Jetzt ertasteten die Füße die kühle Glätte des Zements der Vordiele, und wenn ich endlich die Stubentür aufreißen konnte, brüllte auch schon der neue Donner los.

Die Stube schien mir auf seltsame Art verwandelt zu sein. Zuweilen war es kurz nach Mitternacht, und da mir der Bruder versichert hatte, um zwölf Uhr nachts stelle die Welt sich auf den Kopf, so glaubte ich während einiger Zeit die Spuren der Um-

wälzung noch in einer leichten Unordnung erkennen zu können. Auf dem Tisch lag wohl ein aufgeschlagenes Buch; aber zum Lesen war jetzt nicht die Zeit. Die Buchstaben sahen ganz anders aus als zu anderen Zeiten, und wenn man sie doch zu einem Wort oder einem Satz zusammenlas, so ergaben sie keinen rechten Sinn. Die Reden der Eltern klangen ernst und gedämpft. Wir Kinder saßen mit gefalteten Händen aufrecht an unserem Platz und waren still wie in der Schule.

Dieses Aufstehen beim Gewitter war meinen Eltern weniger verstandesmäßig begründbare Vorsichtsmaßregel als vielmehr eine Ehrerweisung vor den Gewalten, die sich im Gewitter offenbarten. Mir aber stand das Haus in Gefahr, das einmalige, unersetzbare Haus, und verstohlen suchte ich mit den Augen von Zeit zu Zeit die Zimmerdecke ab nach den grünlich glosenden, auseinanderlaufenden Feuerflecken, die ich in meinen Träumen sah. Wenn die Blitze sich in immer kürzeren Zeitabständen folgten, wenn es keine stillen Pausen mehr gab, sondern nur ein Mehr oder Minder des Donners, dann verließ der Vater die Stube, und wenig später hörten wir das Gestampfe des Stiefelanziehens. Die langen Stiefel hatten im Sommer unter dem Beileger der Werkstatt Zeit zu vollkommenem Ausdörren, und nun war es nicht leicht, die Füße hineinzuzwängen. Immer wieder fuhr der Absatz mit Gedröhn gegen die Kante des unregelmäßigen Bodenbelags der Werkstatt. Aber endlich war das Werk getan, und der Vater verließ das Haus, das er von nun an unablässig umschritt, um nach allen Seiten Ausschau halten zu können. Seine Schritte verhallten im Garten, und wenn die Luft in der Stube dann auch noch beklemmender wurde, so hörte ich im abschwellenden Donner vom Redder her doch bald wieder das Gestampfe der schweren Stiefel, in das ich von nun an meine Zuversicht setzte. Unter den Fenstern der Wohnstube hielt der nächtliche Wanderer einen Augenblick inne, um uns mit Nachrichten zu versorgen: „Über den Rishauen ist es noch sehr schwarz.“ – „Nach Holtdorf und Brammer hinüber brennt es irgendwo.“ – „Es fängt an zu regnen, und das Gewitter wird wohl nachlassen.“ – „Vom Süden her rückt auch etwas heran; aber es scheint außen herumzuziehen.“ – Und wieder entfernte sich das Gestampfe in der Richtung des Gartens.

Die Stimme des Vaters, die da von draußen hereinkam, hatte einen Klang, der mich eigenartig ergriff und mir zugleich das wankende Herz mit wunderbarer Zuversicht füllte. Der Vater stand draußen als Wache, und die Sicherheit seiner Worte gab die Gewißheit, daß er sich den Mächten des Verderbens gewachsen fühlte. Mit seinem Wandern um das Haus tat er ein Werk der Magie, und der Kreis, den er beschrieb, hielt das Böse im Bann. Dann war der Zauber der Stunde so stark, daß ich heiß in mich hineinwünschte, es möge nur immer weiter blitzen und donnern, dann begrüßte ich mit heimlichem Jubel die Ankündigung: „Dies ist nun vorbei, aber über den Rishauen zieht es schon neu herauf, und fürs erste werden wir nicht ins Bett kommen.“ Im Tosen der wilden Mächte wurde die Übermacht des Guten herrlich offenbar, und in dieser Erhöhung sollte die Stunde stillstehen und nie mehr zurücksinken auf das Maß der anderen.

Zu früh zerschlägt das Leben dem Kinde seinen Glauben an die Allmacht des Vaters. Die Eltern sterben, und alte Häuser werden niedergerissen. Da muß man sich selbst auf Erden eine neue Heimstätte schaffen, und was man auch sagen möge, es gibt hier keine Vorbilder, die in allen Einzelheiten übernommen werden könnten, und zuletzt steht jeder allein vor seiner Verantwortung. Während man *hier* noch Stein auf Stein schichtet, um einer Mauer endlich die gewollte Höhe zu geben, beginnt *dort* schon wieder der Verfall, und vieles erweist sich schon in der halben Vollendung als verfehlt und muß eingerissen und nach besserer Einsicht erneuert werden. Und immer wieder steigen die Gewitter herauf, die das Ganze mit einem Schlage vernichten können. Immer wieder aber begnadet den Verängstigten in der Gefahr auch die große Zuversicht. Es ist ein magischer Kreis geschlagen, der das völlige Verderben ausschließt. Eben jetzt ist eine plötzliche und wunderbare Stille eingetreten. *Ein* Donner ist verhallt, und der neue, der schrecklichere Blitz zögert in seiner Wolke noch einen Augenblick hin. Und nun horche hinaus! Vernimmst du dies Stampfen von schweren Schritten? Der Vater geht ums Haus.